

14. 6. 1928

Nummer 25

17. Juni 1928.

Stadt
Bücherei
Elbing

Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherwort.

Ich will mich also meinem Nächsten auch geben als einen Christus, wie Christus sich mir dargegeben hat, und nichts mehr tun in diesem Leben. denn was ich nur sehe, daß meinem Nächsten not, nützlich und selig sein wird, dieweil ich doch durch den Glauben aller Güter in Christo genug habe.

Von der Freiheit eines Christenmenschen.

Es ist, Herr, dein Geschenk und Gab
mein Leib und Seel und was ich hab
in diesem armen Leben —
damit ich's brauch zum Lobe dein,
zu Nutz und Dienst des Nächsten mein,
wollst mir dein Gnade geben. Amen.

Martin Schalling.

Sichtbares Christentum.

Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen. (Matthäus 5, 16.)

Auf der Insel Madagaskar fragte einst ein christlicher Schiffskapitän einen früheren heidnischen Häuptling, was ihn bewogen habe, Christ zu werden. „War es ein Buch oder eine Predigt, was die Ursache zu deiner Bekehrung wurde?“ „Nein,“ sagte dieser, „es war kein Buch und war keine Predigt, es waren drei Menschen, die meine Bekehrung veranlaßt haben. Der eine war ein Dieb, der andere ein Trunkenbold, der dritte ein Frauenprügler. Jetzt aber ist der Dieb kein Dieb mehr, der Trunkenbold kein Trunkenbold mehr, der Frauenprügler kein Frauenprügler mehr, sondern es sind brave und rechtschaffene Leute. Jeder der drei Leute bekam durch die Berührung mit dem Evangelium etwas in sein Inwendiges, wodurch er ein ganz anderer Mensch wurde. Das sah ich und entschloß mich, diese geheimnisvolle Kraft auch für mein Inneres zu erlangen. Und, Gott sei Dank, ich habe sie erlangt.“

In das Predigtlokal eines chinesischen Missionars trat einst ein hochangesehener Beamter, der dem Missionar mit großer Höflichkeit begegnete; bisher hatte er sich ganz fern von ihm gehalten und ihn absichtlich gemieden. Als der Missionar, über sein verändertes Benehmen erstaunt, ihn fragte, ob er das Evangelium jetzt gehört habe, erwiderte dieser: „Nein, gehört habe ich es nicht, aber gesehen. Ich kenne einen Menschen, der war der Schrecken seiner ganzen Umgebung; sagte man ihm ein hartes Wort, so brüllte er einen an und verfolgte einen Tag und Nacht; er war so gefährlich wie ein wildes Tier und ein schlimmer Opiumraucher. Aber nachdem die Religion eures Jesus von ihm Besitz ergriffen hat, hat er sich ganz und gar verändert. Er ist jetzt ein sanfter, fast schüchtern Mensch,

seinen schlechten Wandel und sein Opiumrauchen hat er ganz aufgegeben: eure Lehre ist gut.“

Was hat diese beiden Menschen für das Evangelium gewonnen? Nicht das, was sie vom Christentum hörten, sondern das, was sie vom Christentum zu sehen bekamen. Und was sahen sie? Wie Menschen, die in Sünde und Laster versunken, der Schrecken und die Plage ihrer Umgebung waren, unter dem Einflusse des Geistes Gottes neue Menschen wurden, aus Dieben ehrliche Leute, aus Trunkenbolde nüchterne Leute, aus rohen Prügelmenschen freundliche, sanfte Menschen. Und wie sie das sahen, da wurde es ihnen zur Gewißheit: der Gott, der solche Umwandlungen in Menschen hervorbringen kann, ist der wahre Gott. Das sichtbare Christentum lebendiger Christen hat sich empfänglich gemacht für die christliche Wahrheit. Nachdem sie die Wirkungen des Evangeliums gesehen hatten, waren sie willig, das Evangelium auch zu hören.

Sichtbares Christentum, das ist es eben, was Jesus von seinen Jüngern verlangt, wenn Er ihnen zuruft: Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen! Machtet, daß sie etwas zu sehen bekommen von eurem Christentum! Lebt's ihnen vor, was es heißt, ein Kind des himmlischen Vaters zu sein; sonst taugt euer Christentum nichts!

Hörbares Christentum gibt es ja genug in der Welt. Man hört die Leute in den Kirchen singen, man hört die Pfarrer von den Kanzeln predigen. Aber was ist dies hörbare Christentum doch oft für ein gehaltloses Christentum! Darum ist Jesus mit ihm nicht zufrieden, sichtbares Christentum will er haben.

Es ist zunächst verwunderlich, daß Jesus, der abgesagte Feind alles äußeren Scheins, solchen Nachdruck legt auf die Sichtbarkeit des Christentums. Er, der gleich nachher so eindringlich warnte: „Habt acht auf eure Gerechtigkeit, daß ihr die nicht übet, um von den Menschen gesehen zu werden, ihr habt sonst euren Lohn gehabt,“ — wie kann Er seinen Jüngern sagen: Lasset euer Licht leuchten?

Selbstverständlich will Er seine Jünger nicht ermuntern, irgendetwas scheinen zu wollen, was sie in Wirklichkeit doch nicht waren. Sein Christentum durch gute Werke den Augen der Menschen aufdrängen zu wollen, das ist ebenso ganz verwerflich, wie es durch frommes Geschwätz den Ohren der Menschen empfehlen zu wollen. Aber Jesus hat seinen Jüngern ja unmittelbar vorher gesagt: Ihr seid Lichter! nicht selbsterzeugte, in eigener Kraft leuchtende Lichter, sondern vom Vater durch Mich angezündete Lichter, angezündet, damit ihr in die finstere Welt hinausleuchtet. Nun, fährt Er weiter fort, ihr Lichter, die ihr brennet, scheint doch auch. Geht heraus, was in euch ist! Lasset eure Leuchtkraft nicht verkümmern! Der Vater braucht euch, um durch euch der Welt zu zeigen, wer Er ist und was Er kann und was Er aus einem Menschen zu machen vermag.

Kein Mensch ist nur für sich selbst da. Ein Kind Gottes erst recht nicht. Wer den Vater kennt, der hat die Pflicht, auch andere zum Vater zu führen. Die bekehrten Heiden erkennen diese Pflicht meist von selbst, ohne die Belehrung der Missionare. Die 24 ersten Taufbewerber auf der Insel Nias nannten sich von ihrer Taufe an: „Das Samenkorn des Evangeliums für die Insel Nias.“ Wie beschämend ist doch das für uns Christen! Wie wenig haben wir das Bewußtsein der Aufgabe, Licht zu sein für die uns umgebende Welt, sie den Vater kennen zu lehren, den sie eben noch nicht kennt.

Und da ist nun die einzig richtige Art des Unterrichts, den wir der Welt über Gott zu geben haben: Anschauungsunterricht. Ein gut Teil derer, die von Gott nichts mehr wissen wollen, ist abgestoßen durch die Anschauung des unheiligen Lebens derer, die sich Christen nennen und doch keine sind. Es mag richtig sein, daß die heute so weitverbreitete Feindschaft gegen die Kirche zum guten Teil nichts anderes ist als Feindschaft gegen das Christentum und gegen Christus selbst. Aber das bleibt auch richtig: der Haß gegen Christus ist eine Anklage gegen die Christen. So ins Riesenhafte wäre der Abfall von Gott nicht gewachsen, wenn die, die seine Kinder zu sein beanspruchen, ihr Licht besser hätten leuchten lassen.

Beuggen.

Eugen Zeller.

Und hätte der Liebe nicht. . . .

Von Karl Weise.

(Nachdruck verboten!)

Die Glocke hatte eben mit 12 dumpfen Schlägen die Mitternacht angekündigt. Die Dunkelheit hatte längst die Häuser des kleinen Marschdorfs in ihren grauen Mantel gehüllt. Kein Sternlein blinkte am Himmel, schwarze Wolken zogen langsam dem Meere zu.

Dort wo die Landstraße am Ende des Dorfs nach Westen abbog, lag eine kleine Rute. Unter breitästigen Bäumen verborgen, von einem hohen Strohdach bedeckt, sah man kaum die winzigen Fenster, die traulich zwischen den Sträuchern des Vorgartens hervorlugten. Stahlsich nicht dort ein Lichtschein aus den rissigen Fensterladen? War nicht Marie Ohlsen wieder bis in die späte Nacht tätig? Man schüttelte oft den Kopf, wie war es nur möglich, es verging kaum ein Tag an dem sie nicht bis in die späten Nachtstunden schaffte, sie schien wirklich keinen Schlaf und keine Müdigkeit zu kennen. Dabei war sie wieder beim ersten Hahnenschrei in ihrer Wirtschaft tätig. Allerdings hatte die fleißige Frau eine große Familie zu ernähren; ihr Mann war vor einiger Zeit gestorben, da lag die Last des Broterwerbs auf ihren Schultern. Trotzdem waren die frischen, guterzogenen Kinder immer sauber gekleidet, jedermann hatte die bescheidenen Jungen und Mädchen gern.

Ueber eine Näharbeit gebeugt, achtete Marie nicht auf den Zeiger der Uhr. Sie hatte vollauf zu tun, denn morgen ging ihr Aeltester aus dem Hause, er sollte eine Lehrstelle antreten.

Wie lebhaft die Vergangenheit heute Abend in ihr wach wurde. Jene Zeit wurde wieder lebendig, als sie als junge Frau in dieses Haus einzog. Ja, damals lag das Leben wie ein lachender Maientag vor ihr. Klein war ja der Besitz, einige Kühe, ein Pferd und etwas Kleinvieh, das war der ganze Bestand, doch gab das gute Marschland reichlich Ertrag. Wenn nur ihr guter Mann nicht so früh sie verlassen hätte! An jenem ersten Tage ihrer Ehe gingen sie Hand in Hand über das Feld, leuchtenden Auges sagte er damals: „Das ist unser, Marie, hier wollen wir schaffen und arbeiten, Du und ich!“ Ein unniges Glückselig war durch ihr Herz gezogen, lange hatte sie ihm in die treuen Augen geschaut, ihr Ja war ein heiliges Gelübde.

Die Jahre kamen und gingen. Arbeit gab's die Fülle, aber auch Stunden des reinsten Glücks, und als lustige Kinderstimmchen aus Stube und Tenne lachten, da verneinte sie schier des Glückes wäre zu viel. Neben ihrer Landarbeit fanden sich immer einige Stündchen, um mit den kleinen Nestflüken zu plaudern und zu scherzen. Wie freute sich der Vater, wenn die Buben auf dem Hofe klopfen und bastelten, lustig knallte er mit der Peitsche, wenn er mit Pflug oder Wagen heimwärts fuhr.

Doch nach der kurzen Spanne des Glückes folgte das bittere Leid. Eine kurze heftige Krankheit warf den treusorgenden Vater aufs Krankenlager. Der Tod folgte auf dem Fuße, und die Familie war ohne Ernährer. Ihre fünf Kindlein standen mit fragenden Augen an der Bahre, noch ahnten sie nicht den herben Verlust. Ihre kleinen Händchen pflückten am Wegrain buntfarbige Blumen, die sie dem Toten als letzten Gruß brachten.

Ulm Mariens Mund legte sich ein bitterer Zug. Bald schaute Frau Sorge ins kleine Haus. Jede wohlmeinende Unterstützung wies sie dankend ab, sie wollte die Bürde allein auf ihre Schultern nehmen, noch war sie jung und konnte arbeiten. Und doch hätte sie unterliegen müssen, wenn nicht Nächstenliebe ihr manches Stück Männerarbeit abgenommen hätte. Wenn sie mit Sorgen an das Pflügen des Ackers dachte, lag er bereits sorgsam bearbeitet da. Sie wußte nicht, wer ihr den Liebesdienst tat, wußte nicht, wer oft das Saatkorn in die Tenne stellte, oder die reife Saat mähte. Ihre Kräfte hätten auch nicht ausgereicht, um dieses alles selbst zu besorgen, die übrige Arbeit nahm sie voll in Anspruch.

Die Kinder wollte sie, wie es auch des Verstorbenen Wille war, zu ehrbaren und gottesfürchtigen Menschen erziehen. Lüge und ungrades Wesen waren verhaßt und die Ehrfurcht vor Gott wurde schon von frühesten Jugend in ihre Kinderseelen gelegt. Wie freute sie sich, wenn die Früchte der Erziehung jetzt schon an den Kindern zutage traten.

Nun war Niels, ihr Erstgeborener, 16 Jahre alt. In den letzten Jahren hatte er, mit seinem Bruder Jörn, die Mutter nach besten Kräften unterstützt. Die fleißigen, anstelligen Knaben waren rührend in ihrer Sorge um die Mutter. Es war ihr nicht entgangen, daß Niels Lust zum Schlosserhandwerk hatte. Jede freie Minute bastelte er an den Geräten umher; wenn er beim Dorfschlosser vorbeikam, blieb er oft lange stehen und schaute dem Meister zu. Nie hatte er zu ihr von seiner Neigung gesprochen. Er wußte, daß er die Mutter bei den Feldarbeiten unterstützen mußte. Hin und her hatte sie gesonnen, ob es nicht doch ginge, ihn das Handwerk lernen zu lassen, sie brauchte allerdings des Aeltesten Hilfe; denn Jörn war erst 12 Jahre alt. Da kam der Brief von ihres verstorbenen Mannes Bruder, der in E. in der Werkstatt einer Zechen als Schlossermeister beschäftigt war. Er erkundigte sich nach den Kindern und ob keiner der Jungen Lust hätte, ein Handwerk zu erlernen. Zu Ostern sollte in der Werkstatt ein Lehrling eingestellt werden. Wenn der Aelteste wollte, möchte er mit der Mutter die Sache bereden, für Unterhalt und Kleidung wolle er gegebenenfalls sorgen.

Wie leuchteten des Großen Augen, als sie den Brief vorlas. Mit fragenden Blicken hatte er sie angeschaut. Da hatte sie sich entschieden, er sollte des Onkels Vorschlag annehmen.

Der gute, treue Junge! Wie hätte sie ihm zureden müssen, es ginge auch ganz gut ohne ihn, der Jörn wäre ja da und die andern Geschwister brauchten nun auch nicht mehr so viel Aufsicht. Bis er selbst den Brief nach E. schrieb. Er wäre bereit zu kommen, an Fleiß und Aufmerksamkeit solle es bei ihm nicht fehlen, doch um eines bäte er: Wenn es die Mutter zu Hause nicht mehr allein schaffen könne, dann müßte man ihn gehen lassen.

Nun war die Zeit herangerückt. Im Stillen mußte sie sich eingestehen, daß noch harte Jahre vor ihr lagen. Ob ihre Kräfte ausreichen würden, bis Jörn so weit war, die Außenarbeit zu übernehmen?

Jetzt legte sie das letzte Stück in den Korb und sah nach der Uhr. Schon 2 Stunden über Mitternacht, jetzt wurde es aber Zeit zum Schlafengehen.

Noch einmal ging sie in das Zimmer, in dem die beiden großen Knaben schliefen. Der Schein der Lampe fiel auf des Aeltesten Gesicht. Um den geschlossenen Mund zog sich ein trotziger Zug, das Stammeserbe der freien Dithmarscher. Nun tat er den ersten Schritt in die Welt. Fremde Menschen würden um ihn sein, die ihren Einfluß auf ihn geltend machten, mancherlei Versuchung würde an ihn herantreten, ob er stark sein wird? Lange schaute sie ihn an. Ihr Mutterherz nahm Abschied, sie ließ den Tränen freien Lauf; denn morgen mußte sie stark sein.

Ein schöner Frühlingmorgen war angebrochen. Die Sonne hatte die leichten Frühnebel zerstreut, in den Bäumen sangen die Vögel ihr frohes Lied, von der taufrischen Erde stieg ein schwerer Brodem auf.

Vor Marias Kote stand der kleine Wagen angeschirrt, auf dem Bock saß Jörn, der es sich nicht nehmen ließ, den Bruder zur Bahn zu fahren. Ein paar junge Leute hatten sich eingefunden, um dem Scheidenden das Geleit zu geben, plaudernd standen sie vor der Tür und warteten auf Niels.

Der hatte eben den Geschwistern die Hand gedrückt und stand nun vor der Mutter, um Abschied zu nehmen.

„Hab Dank, Mutter!“ Mehr kam nicht über seine Lippen, langsam wollte er sich zur Tür wenden. Da nahm die Mutter den flachsblonden Kopf ihres Sohnes in die arbeitsiharten Hände und sah ihm in die Augen: „Niels Ohlsen, Du verläßt uns auf lange Zeit. Werde ein ganzer Mann, hart gegen Dich selbst, nachsichtig gegen andere, hab Ehrfurcht vor Gottes Gebot!“

Die Züge der Mutter blieben unbeweglich, doch stand in ihren Augen die große, innige Liebe zu ihrem Kinde.

Der junge Mensch wollte noch etwas sagen, aber kein Wort kam über seine Lippen. Ein letzter Blick in der Tür, dann nahmen ihn seine Schulfreunde in Empfang. — — —

Niels war in gute Hände gekommen. Die Verwandten wetteiferten, es dem Jungen angenehm zu machen, damit ihn das Heimweh nicht übermanne. Der Onkel wußte, wie so ein Kind der Marsch an seiner Heimat hing, wie es sich schwer in eine andere Umgebung eingewöhnen konnte. War er doch selbst als junger Mensch in die Fremde gegangen, fort von den Eltern und seinem lieben Heidedörfchen. Lange hatte auch er gegen das bittere Weh ankämpfen müssen, ehe er es überwunden.

Ein paar Tage vor Beginn der Arbeit zeigten sie Niels die große Fabrikstadt. Staunend betrachtete er die hohen Schornsteine und gewaltigen Hochöfen der Fabriken und Zechen. Die ungewohnten Eindrücke der schwarzen Arbeitsstadt mit ihrem lebhaften Verkehr lasteten auf ihm. Er wurde von Tag zu Tag stiller. Hier sollte er drei Jahre verbringen? Es schien ihm fast unmöglich. Aber immer wieder rief er sich der Mutter Abschiedswort ins Gedächtnis: „Niels Ohlsen, werde hart gegen Dich selbst!“

(Schluß folgt.)

Was tut der in der Kirche?

Von Hans Braune.

Zwei Männer saßen auf der Bank in den Anlagen an der Kirche, rauchten ihre Pfeife und sahen zu, wie die Leute zur Kirche gingen. „Weiß Gott, da tappt der alte blinde Mann wieder zur Kirche“, sagte der eine. „Ja, fuhr der Nachbar fort, „wenn er nur blind wäre, aber er ist noch dazu taub. Nun sage mir bloß, was tut einer, der blind und taub ist, in der Kirche?“ — „Nichts“, sagte der andere.

Der Sohn des Blinden hatte es gehört, was sich die Beiden erzählt hatten, und schrie es nach dem Gottesdienst dem fast tauben Vater ins Ohr. „Sie wissen nicht“, jagte der Alte, „warum ein Christenmensch in die Kirche geht Höre, mein Sohn, hilf mir abends in die Anlagen, wenn die Nachbarn dort zusammen sitzen!“

Der Sohn führte den Vater auf die Bank. Er setzte sich und nahm bald das Wort: „Hört, ihr Nachbarn, mein Sohn hat mir heute ins Ohr gerufen, es hätten sich manche unter Euch über mein Kirchengehen aufgehalten und gesagt: Was tut der taube Blinde in der Kirche? Darauf möchte ich Euch antworten:

Ich bin nicht immer blind und taub gewesen. Es wird nun bald 20 Jahre her sein, als bei einem schweren Gewitter der Blitz in mein Haus fuhr. Ich wurde für tot aus dem Hause getragen. Das Leben kam zwar zurück, aber das Gesicht und Gehör blieben verloren. Doch hat, Gott sei Dank, der Blitz meine Seele nicht getroffen. Solange aber ein Mensch noch etwas Gutes denken und noch beten kan, soll er, meine ich, in die Kirche gehen, wenn ihn seine Beine noch tragen wollen. Wer etwas einzuwenden hat, der sage es. Mein Sohn soll mich anstoßen und mir eure Meinung ins Ohr schreien.“

„Kein Mensch würde es dir übel nehmen, wenn du nicht in die Kirche gingst; du kannst ja auch zu Hause etwas

Gutes denken. Das ist dem lieben Gott ebenso recht“, sagten mehrere.

Der Sohn schrie dem Vater diese Meinung ins Ohr.

„Nun merke ich“, sprach der Alte, „daß ihr die ganze Sache nicht versteht. Ihr nehmt es mir wohl nicht übel, wenn ich die Kirche versäumte, aber ich nähme mir das gewaltig übel. Dem lieben Gott wäre es wohl ebenso recht, wenn ich meinen Gottesdienst zu Hause verrichtete, als wenn ich das in der Kirche tue, aber mir wäre es nicht halb so recht.“

Ich will euch sagen, wieviel mir das Kirchengehen wert ist. Das ist wahr, ich kann gar nicht mehr aus dem Gesangbuch mitzingen, aber ich habe viele Lieder in der Jugend auswendig gelernt. — Ja, nebenbei laßt doch eure Kinder Lieder und Sprüche fleißig auswendig lernen. Sie sammeln sich damit einen herrlichen Schatz für das Alter, und was sie jetzt noch nicht verstehen, legt ihnen das spätere Leben noch aus, daß es ihnen ganz sonnenklar wird. — Was ich aber sagen wollte! Vormals, wenn ich der Orgel die Melodie abmerkte, traf ich auch oft das Lied und konnte leise mitzingen. Jetzt geht das nicht mehr. Das ist auch wahr, von der Predigt höre ich kein Wort. Aber das Kirchengehen lasse ich mir darum nicht nehmen. — Hört, wenn ich am Sonntag aufstehe, bete ich meinen Morgenlegen schon mit frohem Herzen. Nach dem Frühstück bringt mir meine Schwiegertochter meine Sonntagsachen, und ich gehe wieder in meine Kammer. Da ziehe ich denn schon mit meiner Alltagsjacke einen Teil meiner Alltagsorgen aus. Während der Leib das weiße Hemd anzieht, zieht die Seele reinere Gedanken an, und wenn der Sonntagsrock am Leibe ist, so ist auch der inwendige Mensch herausgeputzt. Er scheut sich dann ordentlich, einen Werktagsgedanken anzufassen. — Wenn dann mein Sohn mir zu verstehen gibt, daß geläutet wird, trete ich über die Schwelle: „Unsern Ausgang segne Gott“, und tappe den gewohnten Weg nach der Kirche hin. In der Nähe des Turmes summt es mir in meinen tauben Ohren. In mir aber höre ich ordentlich die Glocken rufen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“. Du bist auch mühselig und beladen, denke ich; der ruft, wird dich auch erquicken. Wenn ich dann in die Kirche komme, dann spüre ich in dieser Luft wieder so etwas, als ob mich ein Atem Gottes anwehte, und ich steige andächtig die Treppe hinauf. Wenn mir nun ein Nachbar zu meinem Kirchenstand geholfen hat, und das tun ja alle gern, so denke ich: „Nun, Gott sei Dank, so bist du doch auch mit den anderen zugleich vor Gott verjammelt und dein Seufzen wird mit ihren Gebeten zugleich zu Gott getragen. Ich denke: Jetzt, wo in tausend Kirchen gesungen wird, kannst du doch auch mit der großen Christenschar dem Herrn singen und spielen in deinem Herzen. Auf euren Gesang lausche ich nun vergeblich. Aber inwendig, da wird es laut, da stimme ich wie sonst an: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Dann tritt ich sehe es mit meinen inwendigen Augen, der Pfarrer an den Altar und spricht, ich höre es mit dem Ohr meiner Seele: „Unsere Hilfe steht in dem Namen des Herrn“, und ich antworte mit der ganzen Gemeinde: Ehre sei dem Vater. Auch das Hauptlied ist für mich angesteckt. Wenn nämlich eine schwere Sorge mit mir zur Kirche gegangen ist, so steckt sie mir Nr. 430 an, und ich schlage in meinem Sinne auf und finde: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Ging der Gedanke an eine Wohlthat Gottes mit mir, so steckt sie mir Nr. 261 an, und ich schlage in meinem Sinne auf: Lobe den Herren, o meine Seele. Hat dann mein Herz das Lied durchgesungen, so kommt der Pfarrer auf die Kanzel, und glaubt nur, ich höre ihn deutlich predigen. Nach der Predigt steckt mir die Freude noch einen Vers an, heute zum Beispiel Nr. 285, den letzten Vers: „Mein Herz geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein, ist voller Freud und Singen, sieht lauter Sonnenschein. Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ; das was mich singen machet, ist, was im Himmel ist.“

Endlich, wenn ich merke, daß die Nachbarn rechts und links nach den Mühen greifen, da wird mein Gottesdienst wie eurer mit dem Segen geschlossen.

Meint ihr nun, daß ich das alles auch haben könnte, wenn ich in meiner Alltagsjacke daheim auf der Ofenbank sitzen bliebe? Glücklicher seid ihr freilich, daß ihr sehen und hören könnt. Ach — wenn ich auch die liebe Woche

über Gesicht und Gehör vermissen müßte, wenn sie mir der liebe Gott nur am Sonntag verleihen wollte!

Sagt mir aber nicht mehr: Was tut der Blinde und Taube in der Kirche?! —

Wenn aber mancher von euch nicht so gerne wie ich in die Kirche geht, so denke ich, er zieht seinen Sonntagsrock nicht anders an als seine Alltagsjacke. Wen aber das Herz zu Gott zieht, der sagt: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses“, und er findet dann, auch wenn er blind und taub ist, doch mehr, als wenn er daheim bliebe. Seht, darum tappe ich jeden Sonntag in die Kirche! Doch nun muß ich fort, es wird kühl. Gute Nacht miteinander!

Krankenheilungen.

Die Frage „wie werde ich gesund?“ hat zu allen Zeiten die Menschen aufs tiefste bewegt. In unseren Tagen hat man ganz anders als früher erkannt, von welchem heurem Einfluß der Geist auf den Körper ist. Darum die verschiedenfachsten Bestrebungen, auf geistigem Wege körperliche Leiden zu heilen. Nicht alles, was hier geschieht, ist echt und wahrhaft christlich. Nicht alles, was als Erfolg ausgegeben wird, ist in Wahrheit ein Erfolg. Oft sind es nur Scheinerfolge, denen bald ein stärkerer Ausbruch des Leidens folgt; oft hat allerlei Aberglaube und Irrglaube einen schweren geistigen Rückschlag zur Folge.

Trotzdem, es ist keine Frage, daß der Geist, die ganze innere Einstellung, das ganze seelische Verhalten des Menschen von größtem Einfluß auf den Körper, auch auf die Gestaltung von Krankheiten ist. Darin berühren sich so manche Bestrebungen der Gegenwart mit einem Grundgedanken des Evangeliums, in diesen Bemühungen kommt eine Abkehr vom Materialismus, der so lange die Menschen beherrschte, zum Ausdruck. Aber es sind doch wesentliche Punkte, in denen sich das Evangelium von so manchen Heilungsbestrebungen unserer Zeit unterscheidet.

Einmal hat Jesus nie die Anwendung natürlicher Mittel verworfen. Er hat selber gelegentlich dazu gegriffen. Es ist eine Torheit, ein Irrwahn, alles, was uns der ewige Gott an äußeren Heilmitteln geschenkt hat, zu verabschneiden und alles, was er Menschen in Jahrhunderten langem Bemühen an Erkenntnis, an Bekämpfung der Krankheiten hat finden lassen, auf die Seite zu stellen. Nein, gerade wenn wir gottgläubig, wenn wir fromm sein wollen, werden wir bei eintretender Krankheit alles benützen, was er uns an Heilmitteln zur Verfügung stellt, und ihn darum bitten, daß er nach seiner allmächtigen Kraft segnen möge, was Menschen an uns tun.

Und das zweite, wodurch sich die Heilungen des Evangeliums unterscheiden von so manchen Verkündigungen der Gegenwart: Niemals ist Jesus mit dem Anspruch aufgetreten, alle Kranken heilen zu wollen. Niemals erklärt das Evangelium, daß alle die gesund werden müßten, die den rechten Glauben haben. Es sind einzelne, in die Augen springende Fälle gewesen, und von ihnen berichtet das Evangelium. Es hat aber sicher damals wie heute hunderte von Kranken gegeben, die trotz alles Glaubens, trotz alles festen Vertrauens auf den ewigen Helfer die äußere Heilung nicht finden konnten. Gott geht mit den einzelnen Menschen verschiedene Wege. Er läßt ein Krankes, das in starkem Vertrauen zu ihm aufschaut, auch äußerlich genesen, und einem andern hilft er zu Kraft, zu Stärke, zu Geduld, ohne daß die äußeren Uebel schwinden. Schließlich ist ja in seinen Augen die äußere Gesundung, so wertvoll, so wichtig für jeden Menschen ist, doch nicht das Wichtigste. Wichtigere ist ihm die Errettung, die Erlösung für sein ewiges Reich. Es ist ein Mißbrauch des Evangeliums und eine Irreführung der Menschen, die Botschaft auszugeben: so ihr rechten Glauben habt, müßt ihr alle genesen von euren körperlichen Leiden.

Und endlich noch ein Drittes, wodurch sich die Heilungen des Evangeliums unterscheiden von so manchen ähnlichen Heilungsversuchen. Jesus geht immer auf das Innerste bei den Menschen. Er will ihnen helfen im tiefsten Grund ihrer Seele, von ihren Sünden, von ihrer ganzen falschen Einstellung zu Gott und Welt

und dem wirklichen Leben. Da, wo sie sich innerlich helfen lassen, wo sie innerlich genesen und erstarren, tritt vielfach auch die äußere Gesundung ein. Bei so vielen modernen Heilungsversuchen handelt es sich um etwas viel weniger Tiefgreifendes. Um eine bloße Beeinflussung des Bewußtseins, um Weckung größeren Selbstvertrauens, um Hervorrufen der Einbildung: du bist gesund. Es können auch hier manche merkwürdige Erfolge eintreten. Die Einflüsse des Geistes auf den Körper sind ganz eigenartig. Aber das Eigentümliche bei Jesus ist, daß er dem Menschen im tiefsten Grund seiner Seele helfen will, daß er nicht bloß Krankheiten heilen, sondern den eigentlichen Grund alles Übels beseitigen will, die Sünde.

Sicherlich ist damals manches geschehen, was wir nicht ohne weiteres heute erleben können. Von Jesu Person strömten Kräfte aus, die wir nicht in gleichem Maß zur Verfügung haben. Aber wir dürfen die Erzählungen der Evangelien nicht ansehen wie Denkmäler, über denen die Ueberschrift steht: damals, heute nicht wieder. Nein, das wollen sie uns alle sagen: der Glaube, den Jesus in uns weckt, ist eine Heilungs- und Helferkraft für alle Zeiten. Er will uns herausreißen aus aller Mutlosigkeit und Verzagttheit, aus aller Schwachheit und Sünde, er will uns in der Verbundenheit mit dem ewigen Gott Kraft geben, Heilung und Hilfe. Ob nun sofort äußere Besserung eintritt, ob die äußere Last weiter zu tragen ist, ob die Krankheit schwindet, ob sie innerlich in Glaube und Geduld überwunden werden muß — was Jesus gibt, was er im Glauben vermittelt, ist Hilfe, Rettung, stärkste Hilfe, mächtigste Rettung auch in äußerer irdischer Not.

Mayer-Bist.

(Aus dem Ev. Gemeindeblatt für Stuttgart.)

Es gibt unerhörte Wünsche, aber kein vergebliches Bitten.

Von Professor D. Adolf Schlatter.

In einer Zeitschrift stand einmal eine kleine Geschichte, deren Spitze gegen das Wort Jesu gerichtet war. Eine Gesellschaft steht auf einem Aussichtsturm, darunter eine Mutter mit ihrem Kind auf ihrem Arm. Man ist vergnügt, unterhält sich und sieht sich um; die Mutter gibt nicht acht; das Kind fällt über die Brustwehr hinunter. Die Mutter schreit: „Ach Gott! mein Kind!“ Was geschieht nun? Wird der Fall unterbrochen? Fliegt es wieder aufwärts in den Arm der Mutter? Der Sturz vollzog sich, und es kam, was kommen mußte. Und nun, meinte der Erzähler, sagt ihr noch: was da bittet, der nimmt!?

Hat die Mutter gebetet? Einen Wunsch, einen heißen sprach sie aus aus furchtbarem Erschrecken, aus brennendem Schmerz, aus heißer Liebe. Aber ein Wunsch ist noch kein Gebet. Sie rief Gott an, natürlich, denn sie war wohlgezogen; sie ruft nicht das Donnerwetter an oder den Teufel. Aber trat sie damit wirklich vor Gottes Angesicht? Greift sie wirklich nach Gottes rettender Hand und setzt auf ihn ihre Zuversicht? Eben noch war sie so vergnügt, nicht berührt von den Gedanken, daß Gott sie höre. Die Gesellschaft war unter sich, als ob ihr niemand zuhöre, als ob sie nicht in Gottes Gegenwart stände. Und im nächsten Augenblick redet sie mit Gott! Kann sie das? Wir können nicht in jedem Augenblick und in jeder Lage beten, nicht dann, wenn die Wogen der Leidenschaft über die Seele brausen und der Sturm des Schreckens und der Angst durch die Seele heult.

Es ist von Wichtigkeit, daß wir uns klar machen: wünschen und beten ist zweierlei.

Viele unserer Gebete, auch von den sehr fromm klingenden, sind nichts als Wünsche. Wir sprechen sie aus, haben aber damit nichts ernsthaft gewollt, wirklich gesucht. Jesus hat den heiligen Geist jedoch nicht denen verheißen, die ihn sich wünschen, nicht denen, die sagen: „es wäre wohl hübsch, wenn Gottes Gnade und Wahrheit in meinem Herzen regierte, aber es ist nun einmal nicht so, und ich kann's auch anders“, sondern denen, die suchen, verheißt er, daß sie finden, denen, die anklopfen, und nicht denen, die sich nur die Tür besehen mit dem Wunsch:

„ich möchte, sie ginge auf; nun ist sie aber zu“. Gottes Geist ist denen verheißen, die ihn haben wollen, denen, die ihm gehorchen wollen mit aufrichtiger Entschiedenheit. Beim Wunsch denken wir nur an uns selbst. Ein Wunsch ist ein Zwiegespräch des Menschen mit sich selbst, wobei er seine Lage überschaut. Wir hegen ihn in der Einsamkeit. Darum sind Wünsche keine Bitten, denn bei der Bitte geht der Blick zu dem hinauf, den wir anrufen. Da sind wir nicht allein, sondern stellen uns vor ihn und wenden uns an seinen Willen, an seine Macht und Gnade. Was wir uns selber im Zwiegespräch mit unserer eigenen Seele vorerzählen, das hat freilich keine Wirkung; dadurch wird die Welt nicht anders, und wir werden auch nicht anders; aber wenn wir an Gottes Türe anklopfen und uns mit ihm besprechen, wie kann das vergeblich sein! Das ist das größte Erlebnis, das uns in dieser Zeit begegnen kann. Wenn es uns einmal vergönnt ist, einen großen Menschen zu sehen oder gar mit ihm ins Gespräch zu kommen, so zeichnen wir einen solchen Tag für immer beim Rückblick auf unsern Lebenslauf an. Was will das jedoch besagen, verglichen mit dem Gebet, mit jenen Stunden, wo unser Auge zu Gottes Angesicht hingewandt ist, wo unsere Rede an ihn geht, wo wir in seiner Gegenwart stehen, ihn fragen, ihn bitten, ihm danken und wissen, daß wir mit ihm verbunden sind.

Das ist niemals vergeblich, und weil es nie umsonst geschieht, hat unser Beten die Gewißheit der Erhörung in sich. —

Wir kehren noch einmal zu jener Mutter zurück und nehmen an, es sei ihr gelungen, durch die Angst und Erregung jenes Augenblicks durchzubrechen und sich über den Aufruhr ihrer Seele emporheben, so daß sie wirklich zu beten vermocht hat, wirklich auf den Allmächtigen schaute, der gegenwärtig ist, und auf ihn ihr Vertrauen setzte. Was heißt in einem solchen Fall „Erhörungs-gewißheit“?

Sie ruft Gott an, aber nicht wahr, nicht so, wie sie etwa ihrem Kindermädchen ruft, dem sie den Befehl erteilt: „Nach! nach! greif zu; komm mir zu Hilfe!“ Sie befiehlt nicht, wenn sie wirklich betet, auch dann nicht, wenn ihr Herz zuckt. Wie könnten wir Befehl und Gebet je verwechseln? wie dafür, daß wir Gott Befehle erteilen, uns auf Jesus berufen? Warum wird er uns im Kreuzesbild verkündigt? Dazu, damit wir es ganz gewiß wissen, daß er nicht dazu gekommen ist, um aus uns einen kleinen Herrgott zu machen, nach dessen Pfeife alles tanzen muß. Wenn er den Menschen mit dem Herrscherrecht ausgestattet und zum Regieren berufen hätte, so hätte er niemals die Dornenkrone zu tragen brauchen. Ihm nachfolgen, das heißt ein für alle Mal darauf verzichten, Gott zu kommandieren; das heißt den Weg des Gehorsams gehen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Befehl und Gebet. Mit dem Befehl lege ich meinen Willen dem andern als Gesetz auf, so daß er zu gehorchen hat. Mit der Bitte setzen wir umgekehrt den Willen des andern über unseren Willen. Mit der Bitte lasse ich ihn frei und stelle mich nicht über ihn, weiß es vielmehr und bekenne es ausdrücklich, daß ich mich vor ihm beuge und ihn ehre in seiner Größe und herrlichen Regierungsmacht. Darum steht in Jesu Wort wohl eine Verheißung für die Bitte, aber nicht eine Ermächtigung zum Befehl.

Aber bitten dürfen wir und durste auch jene Mutter in jenem schrecklichen Augenblick, als sie ihrem sterbenden Kind nachrief: „Ach Gott!“ Es ist ja ihr Kind, und Gott weiß, daß es ihr Kind ist. Sie darf zu ihm schreien. Bedeutet nun die Erhörungs-gewißheit, daß sie auf ein Wunder rechnen soll? Nein. Darin läge schon eine Ueberhebung. Das Erste, was wir beim Gebet festhalten müssen, ist, daß wir Gott als den Schöpfer der Natur vor Augen haben. Wir beten zu einem Götzen und nicht zu dem lebendigen Gott und Vater Jesu Christi, wenn wir vergessen, daß wir es im Gebet mit dem zu tun haben, der die Natur gemacht und uns in sie hineingesetzt hat, nicht damit wir sie durchbrechen und über sie hinausspringen, sondern in ihr und durch sie leben. Dadurch daß sich der Sohn, der in der Vollendung Gottes zu handeln vermochte, gleichzeitig unter alle Ordnung der Natur gebeugt hat, hat er sie für uns geheiligt und unzerbrechlich gemacht. Jene Mutter darf auch bei ihrem Gebet nicht vergessen, daß Gott den

Menschen nicht in die Luft, sondern auf den Boden gestellt hat und daß er stirbt, wenn er den Boden unter den Füßen verliert. Einzig dadurch, daß sie sich dies klar und wahr vor die Seele stellt, bleibt ihr Gebet echt und eine Anrufung Gottes, die ihn ehrt.

Nun sagt ihr freilich: „Was hilft denn das Gebet? Dann lassen wir es!“

Wie blind wäre dieses Urteil! Wir brauchen zur Erhörungs-gewißheit nicht, daß wir den Ausgang und Erfolg unserer Bitte im voraus berechnen, wohl aber das, daß wir Gott gegenwärtig haben in seiner ganzen Herrlichkeit, ihn, der die Natur macht und der größer ist als die Natur. Wir haben es mit dem Gott zu tun, der nicht entschlafen ist damals, als er die Natur machte, auch nicht abwesend ist, weil uns die Kräfte und Gesetze der Natur in ihrer unermesslichen Weite und unverrücklichen Festigkeit umgeben, sondern der dies alles beherrscht, durchwaltet und braucht als sein Eigentum, der ein Herz für uns hat, so gewiß er auch uns ein solches gab, ein Ohr, so gewiß er uns das selbe schuf, der uns antwortet, so gewiß er uns zu ihm reden heißt. Mehr als dies brauchen wir nicht zu wissen, damit unser Gebet von der Erhörungs-gewißheit durchdrungen sei. Sie faßt sich in das Wort zusammen: „Weg hast du aller Wegen“. Das ist es, was wir beim Gebet wissen müssen und was uns unsere Gewißheit gibt, du bist unser Herr, in dessen Macht und Gnade wir liegen, Herr über uns nach Leib und Seele, über uns und über den gesamten Weltlauf um uns her, in den unser Leben hineingesflochten ist.

Haben wir dann, wenn uns das Erbetene versagt blieb, vergeblich gebetet?

Noch einmal wollen wir an jene Mutter denken und annehmen, sie habe wirklich gebetet, sei wirklich vor Gott gestanden mit der brennenden Reue über ihren Leichtsinn, blutend im Schmerz über ihren Verlust, und doch stand sie vor Gott und trat nun von seinem Angesicht her an die Leiche ihres Kindes — hat sie vergeblich gebetet? Wollt ihr sagen, es sei einerlei, ob sie von Gottes Angesicht her an die Leiche ihres Kindes tritt, oder mit einem Kopf voll Leichtsinn und einem Herzen voll Leidenschaft? Wer sagt, das sei einerlei, der hat Gott nie erkannt und weiß nicht, was das sagen will: Gottes Gegenwart.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Br. Mark.

Am Sonntag, den 17. Juni findet, falls die Instandsetzungsarbeiten in der Kirche noch nicht begonnen haben, in der Kirche nach der Predigt die Weihe des neu angeschafften Wimpels (kleine Fahne) unseres Evangelischen Jungmännervereins Br. Mark statt. Antreten der Vereinsmitglieder zum Kirchgang 5 Minuten vor 9 Uhr am Pfarrhaus. Es wird gebeten, für diesen Tag die hinter der Kirchenältesten-Bank befindlichen Plätze für den Verein freizulassen.

Die nächste Versammlung des Evangelischen Jungmädchenvereins findet am Sonntag, den 24. Juni statt. —

An den Nachmittagen dieser Sommersonntage findet in Br. Mark zur Zeit ein vom Kreis Ausschuß, Abteilung für Jugendpflege, veranstalteter Lehrgang für Sport und körperliche Übungen statt. Es nehmen an diesem Lehrgang teil der Sportverein Gummar-Höhe, der Sportverein Bomehrendorf und unser Ev. Jungmännerverein. Als geeignetster Platz für diesen Lehrgang ist der Sportplatz unseres Ev. Jungmännervereins im Pfarrgarten ausgewählt worden. Der Lehrgang findet vorläufig jeden Sonntag von 3 Uhr ab statt. Es ist eine Freude zu sehen, wie bei den Übungen dieses Lehrganges, der von einem ausgebildeten Sportlehrer geleitet wird, der ganze Körper jedes Teilnehmers ordentlich durchgearbeitet wird. Das macht den Körper gesund und stark und frisch und hilft mit, daß auch die Seele nicht so trübselig dreinschaut. Das ist ja überhaupt unser Bestreben, das wir in unserm Ev. Jungmännerverein haben, daß alles Zusammensein, Turnen, Besen, Hören, Besprechen, Singen, Wandern dazu helfen soll, daß wir, wie das alte deutsche Turnerswort sagt, immer mehr werden: Frisch, fromm, froh,

frei. Jeder, der mit diesen unsern Zielen übereinstimmt, soll uns herzlich willkommen sein. —

Vor einigen Jahren ist in der Elbinger Zeitung ein Stück aus unserer Kirchenchronik veröffentlicht worden. Da sich aber viele von den Lesern unseres Gemeindeblattes die Zeitung nicht halten, so sei dieser Bericht unserer Kirchenchronik hier im Gemeindeblatt noch einmal veröffentlicht. Es ist dieser Bericht 1818 von Pfarrer Krause niedergeschrieben worden, der 1814 Pfarrer zu Br. Mark wurde. Wir werden in dem Bericht manches Hochinteressante und Wichtige aus den Tagen unserer Vorgänger erfahren. Pfarrer Krause schreibt folgendes:

„Wenn schon so mancher vaterländische Ort seiner Merkwürdigkeiten oder seines Alterthums und seiner Geschichte wegen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und deshalb beschrieben und geschildert ist, so verdient auch wohl die Kirche in Br. Mark eine ehrenvolle Erwähnung; ja es ist zu bewundern, daß von ihr so wenig schriftliche Notizen vorhanden sind.

Das Kirchdorf Br. Mark liegt auf der Elbingschen Höhe, eine Meile von der Stadt, in einer angenehmen und anziehenden Gegend, und wird an freundlichen und heitern Tagen gerne von Elbings Bewohnern besucht. Seine Lage ist auf einer beträchtlichen Anhöhe, an deren Fuß Elbing liegt. Nach einer Ausmessung ist das Fundament der Kirche so hoch als die Spitze des berühmten grünen Thurms zu Elbing, welcher vor beinahe 50 Jahren durch einen Blitzstrahl abbrannte. Sie ragt also über alle Thürme der Stadt hinweg, und ihr alter, ehrwürdiger Thurm tritt den Spaziergängern Elbings vor den Blick, wenn sie auf der Straße nach Preuschholland durchs Thor ins freie gelangen, ja man sieht ihn aus den Niederungen der Rogat und Weichsel, vom Drausensee, von der Höhe jenseit des Drausens, und wo man ihn erblickt, zielt er die schöne Gegend und zieht das Auge an. Selbst die Schiffer des nahen Haffes erblicken ihn bei heiterem Sonnenschein und Ostseefahrer sollen ihn einst als Leuchtthurm erkannt haben. Vielleicht wird er jetzt von dieser Seite durch Waldungen verdeckt.

Besteigt man ihn selbst, welch eine entzückende Aussicht in die ausgebreitete schöne Gegend! Man möchte sich in die Fluren des Rheins versetzt fühlen. Nicht weit entfernt liegt die Stadt mit ihren rothen Dächern und Thürmen, hinter ihr die fruchtbaren Werder, wo die Rogat strömt, in der Weite der Dunkelkreis des Haffes und die Gegend von Danzig. Nicht so entfernt das alte schöne Ritterschloß Marienburg, die Städte Neuteich und Dirschau und die unzähligen Dörfer der Werder.

Zur Linken, kaum eine Viertel Meile entfernt, der drei Meilen lange Drausen mit seinen Rampen, um ihn die Niederungen, die einen großen Garten zu bilden scheinen, aus dem hin und her Wohnungen hervor ragen. Jenseits des Drausens die Bergkette Pomesaniens, mit der hohen Hügel-Stadt Holland. Am Fuße der Anhöhe liegen links und rund um das Kirchdorf die andern Dörfer, deren Bewohner sich hier zur gemeinschaftlichen Andacht versammeln. Ihre Namen: Weiklich (Weiklich), Barkam (Bartlein), Meislaiten (Muslatyn), Plohn (Polonen), Serpin (Söplin) verrathen deutlich den Ursprung aus der altpreußischen Sprache, deren sich die Pogesanier, die ältesten Bewohner dieser Gegend, bedienten. Dort ganz in der Nähe des Drausens liegt auch das adeliche Gut Hansdorf, ein Eigenthum der alten Familie von Bodek. Hier ist der größte Obstgarten Preußens, den ehrwürdige hundertjährige Eichen umgeben. Sein Umfang beträgt eine culmische Hufe und die Menge der verschiedenen schönen Obstsorten erfreuen den Beobachter über die reiche Fülle der Natur in unserm Klima. Um die Kirche liegt das Dorf mit seinen Obstgärten, von fruchtbaren Fluren und grünen Gebüschen umgeben. Einen romantischen Anblick gewährt die niedliche Pfarrwohnung, umgeben von zitternden Bappeln, hinter ihr der große Garten, zur Seite der tiefe, romantische und seltene Grund mit seinem Haselstrauch und Hedengebüsch, die Wohnung der schlagenden Nachtigall.

Mit marmelndem Geräusche fließt in der Tiefe der kleine Bach, um sein Wasser in den Drausen zu gießen. Die Kirche selbst liegt im Grünen, bepflanzt mit

alten Linden; der Kirchhof, mit Gräbern und Denkmälern bedeckt, wird von einer festen rothen Mauer umgeben. Das steinerne Thor der Kirchenhalle gegenüber, öffnet sich nur denen, welche die Grabesruhe empfängt. Das Ganze gewährt beim Eintritt ins Dorf einen ehrwürdigen, aber doch freundlichen Anblick. Schon lange haben die schönen Aussichten von der Elbingschen Höhe, und auch die von Preuschmarkt, Naturliebhaber gereizt. Gottfried Zamehl hat sie besungen. Herr Dewik, ein aufmerksamer Naturbeobachter, hat sie herrlich geschildert, und Bod sagt in der wirtschaftlichen Naturgeschichte Preußens: aus der Pfarrwohnung in Preuschmarkt ist die Aussicht nach Süden unergleichlich. Erst senket sich das Land, welches die gesegneten Saatkelder und hin und wieder kleine Hölzungen von Laub und Nadelholz trägt; man glaubt, in einen Lustgarten von 4 bis 5 Meilen zu blicken. Dies bestätigt auch: Herr Professor Fuchs in der Beschreibung von Elbing.

Das Dorf muß, so wie die Kirche, schon in den ersten Zeiten des Ordens da gewesen sein, ja wahrscheinlich war hier schon ein volkreicher Ort zu Zeiten der heidnischen Preußen, da man es für gut fand, hieselbst eine Kirche zu erbauen. Allein in allen Schriften wird seiner nicht gedacht, außer das Henneberger 1595 schreibt: „Preuschmarkt ist ein Dorf im Hockerland liegende.“ Im Jahr 1609 den 1. Mai, so lautet eine alte Handschrift, ist das Dorf „durch einen unwissenden Zufall ganz und gar ausgebrannt und nichts mehr als die Kirche und die Widem (d. h. Pfarrhaus) verblieben.“ Der Ursprung der Kirche, deren festes Mauerwerk das Alterthum verkündigt, ist ungewiß, das erbauungsjahr unbekannt.

Fortsetzung folgt.

Pomehrendorf.

Dank.

Unlänglich meines 40jährigen Amtsjubiläums sind mir von vielen Seiten freundliche Aufmerksamkeiten und Ehrungen erwiesen worden. Es ist mir ein Herzensbedürfnis, allen denen, die meiner so gütig gedacht haben, namentlich der lieben Kirchengemeinde Pomehrendorf und den verehrten Herren Amtsbrüdern des Kirchenkreises Elbing, auf diesem Wege meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Pomehrendorf, den 6. Juni 1928.

Müller, Pfr.

Getauft: Anna Gertrude Samland aus Wolfsdorf-Höhe.

Hilfsbereitschaft. Es ist hierorts noch üblich, daß bei Ausführung von Bauten Freunde und Bekannte Helferdienste leisten. Mein Nachbar B. baut jetzt eine kleine Scheune. Er ist selbst gelernter Zimmermann, und so kann er, da bei einer Bretterscheune fast nur Zimmermannsarbeiten in Frage kommen, die fachtechnischen Arbeiten selbst ausführen. Aber er brauchte viele Helfer. Die fanden sich denn auch ein, und in kurzer Zeit konnte der Bau gerichtet werden. An dem Tage zählte ich 15 Personen auf der Baustätte. Es gab da viel Lärmen und Schreien, denn fortwährend ertönten Kommandorufe auf mehreren Stellen. Aber siehe da, am Abend stand die Scheune gerichtet da, und an einer Giebelspitze hing die Richtkrone. Jetzt ist auch schon die Verschalung fertig, und das Dach wird mit Pfannen eingedeckt, immer mit Inanspruchnahme freiwilliger Helfer. Wieviel Hunderte von Mark sind dadurch Herr B. erspart worden! Vielleicht hätte er gar nicht bauen können ohne diese Hilfeleistungen. Denn gerade die Bauarbeiter kosten heutzutage ein schweres Stück Geld. Das ist auch so ein Stück christlicher Nächstenliebe, die selbstverständliche freiwillige Hilfe bei Ausführung von Bauten auf dem Lande.

Im Organisten- und Lehrerhaus ist ein neuer Küchenherd zu sehen. Zu den Kosten gibt die Regierung als Patronatsbehörde (mit Ausnahme der Kosten für Hand- und Spanndienste) $\frac{2}{3}$, die Kirchengemeinde $\frac{1}{3}$. Und die Schulgemeinde als solche hat mit der Sache gar nichts zu tun; nur die Evangelischen in der Landgemeinde Pomehrendorf tragen durch ihre Kir-

den Steuer in demselben Maße dazu bei wie die anderen evangelischen Gemeindeglieder. Natürlich herrscht darüber große Entrüstung in den Mukendörfern, und man hört Aeußerungen wie etwa diese: „Sollen wir für die Pomehrendorfer die Schullasten mittragen? Wir haben doch wahrlich schon an den unsrigen genug zu tragen. Denn sie haben sich gegen früher verzehnfacht. Da machen wir nicht mehr mit. Unsere Geduld ist zu Ende. Wir zahlen dann gar keine Kirchensteuer mehr.“ Dieser Aerger ist zu verstehen, aber es läßt sich vorläufig nichts an den bestehenden Verhältnissen ändern. Sonst hätten wir es längst gemacht. Denn es ist tatsächlich eine bodenlose Ungerechtigkeit, daß man für eine Sache Opfer bringen muß, von der man fast gar nichts hat. Aha, also ganz umsonst sind die Kirchengelder doch nicht verwendet. Nämlich zum Organisteneinkommen, das doch aus der Kirchenkasse gezahlt werden müßte, gehört der Wert der Organistenwohnung sowie auch der Wert des Schullandes, das sind 230 Rth. jährlich, die unserer Kirchenkasse zu gute kommen, also weit mehr als der Herd kostet, zu dem der ganze Beitrag etwa 70—80 Rth. beträgt. Und daß hat die Kirchenkasse schon Jahr für Jahr eingenommen, diese 230 Rth. Die Sache kann aber doch recht unangenehm werden bei einem Neubau des Hauses, zu dem die Kirchengemeinde auch $\frac{1}{3}$ der Kosten beisteuern müßte. Und sie würde noch unerquicklicher, wenn beispielsweise nach Pomehrendorf viele Katholiken kommen würden, was doch im Bereich der Möglichkeit liegt. Dann müßte die evangelische Kirchengemeinde auch für diese Katholiken die Kosten für die häusliche Unterhaltung der Lehrerwohnung mittragen. Das Preussische Landrecht bestimmt nun einmal, daß ehemalige Kirchspielschulen von den betreffenden Kirchengemeinden hinsichtlich der Gebäude zu unterhalten sind. Daran läßt sich vorläufig nichts ändern; es wird aber bald die längst erwartete und dringend nötige Auseinandersetzung zwischen Kirche und Schule kommen. Bis dahin heißt es für uns:

Es erben sich Gesetz und Sitte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.
Gesetz wird Unsinn, Wohlthat, Plage.
Weh' dir, daß du ein Entel bist!

Kalenderbrief.

18. Juni A. Knapp † 1864.
19. Juni Ludwig Richter † 1889.
20. Juni Matthias Grünewald 1480.
21. Juni Georg Hamann † 1788.
22. Juni W. v. Humboldt 1767.
23. Juni Kolumbus 1456.

Mein lieber Willfried,

in letzter Zeit haben wir von mancherlei Versuchen gelesen. den atlantischen Ozean zu überfliegen. Wahrlich, ein Wagnis, das seines Ruhmes wert ist. Es sieht so aus, als ob wir durch die Erfindung der Flugmaschine, mit deren Hilfe man nächstens sogar in den Weltenraum vorzudringen hofft, vor einer Umwälzung der gesamten Weltlage stehen. Vielleicht stehen wir an einem ähnlichen Wendepunkt wie damals die Welt, als Kolumbus im Jahre 1492 in Amerika landete. Der Mann hat sicherlich etwas von dem ganz großen Wagemut eines Abenteurers an sich gehabt, war aber dabei ganz stark vom Glauben an das Gelingen seines Werkes geleitet. „Wenn wir am nächsten Tag kein Land sehen, dann werft mich ins Meer.“ So zuversichtlich fuhr er in unbekannte Fernen. Seine Entdeckung eröffnete für Europa ganz neue Möglichkeiten. Die weiße Kasse hatte nun wieder Ueberfluß an Land, das sie für sich mit Beschlag belegen konnte.

Vor der Berliner Universität stehen zwei Standbilder, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, beides Männer, in denen sich die Geistigkeit des Volkes am Anfang des vergangenen Jahrhunderts verkörperte. Alexander hat etwas von der Art des Kolumbus an sich. Er war einer der ersten, der die undurchdringlichen Wälder des Amazonenstromes und die bisher unerforschten Berge der Anden durchzog. Sein Bruder Wilhelm v. Humboldt machte zwar auch große Reisen, kam aber über Europa nicht hinaus. Er war mehr der stille, forschende Gelehrte, der vor allem in den Sprachen verunkelter Völker nach

den Entstehungsgesetzen menschlicher Sprachen suchte. Er gehört mit zu den Erneuerern des preussischen Volkes in den Jahren nach dem Niedergang am Anfang des Jahrhunderts. „Man muß auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben, war seine Losung für den geistigen Wiederaufbau seines Volkes.“

Welch geistig reiche Zeit war doch das ausgehende 18. Jahrhundert. Wir Königsberger haben in den Männern unserer Stadt z. B. neben Kant einen ganz selten großen Mann gehabt, der im Jahre 1788 verstorbene J. G. Hamann, der „Magus aus dem Norden“, weil er wie die Weisen der Bibel dem Stern des Heilandes nachging. Er war der erste Rufer im Streit gegen die Vorherrschaft des Verstandes. Er war einer der wenigen, der den Mut hatte auch gegen Kant aufzutreten. Allem Verstandesstolz und aller Oberflächlichkeit seiner Zeit war er abhold. Er griffen von der Wahrheit göttlicher Offenbarung in der Bibel und in der Natur gibt der seltsame Mann, der zeit seines Lebens ein eigentümliches Schicksal erfuhr, sich dem Glauben hin und dringt zu den letzten Tiefen der Erkenntnis und der Aebetung vor. Gerade in letzter Zeit sind seine Gedanken aufs neue lebendig geworden; aber davon weißt du ja eigentlich mehr als ich, der du seit langem mir manchmal einen Gedanken aus Hamanns Schriften geschrieben hast.

Ich weiß nicht, ob Hamann die Bilder des Matthias Grünewald gekannt hat. Aber ich kann mir denken, daß, wenn er das Bild der Auferstehung Christi dieses uns nach seinem Leben ganz unbekanntem Malers sehen würde, daß er dann einer der besten Deuter dieses wunderbaren Bildes sein würde. Es gibt wohl kein Bild von der Auferstehung, das so das geheimnisvoll Uebermächtige dieses Grundgeschehens des Christentums offenbart. Sonst ziehen schwere Gewänder den auferstandenen Christus nach unten, hier flattern sie von einer stärkeren Macht gezogen nach oben. Wir Menschen vermögen das Geschehen nicht ganz zu fassen, darum umgibt ein geheimnisvoll grünlich-gelbes Licht den Körper des Auferstandenen. Der Mann, der dieses Bild gemalt hat, hat es sicher an seinem Herzen erlebt, was die Auferstehung unseres Heilandes für unser Leben und für die Welt bedeutet.

Solch große Dinge wie Grünewald hat Ludwig Richter nie gezeichnet. Er ist der Maler der kleinen Dinge. Es ist das deutsche Familienleben, die Wohn- und Kinderstube, die Laube vor der Haustür, die Gasse mit ihren schiefen Häusern, die uns aus seinen Bildern das Bild unserer Heimat lebendig machen. Schon ein Jahrhundert begleiten seine kleinen lustigen und ernsten Bilder unsere Volkslieder und Märchen. Man merkt, daß dieser Mann getragen war von einer ganz schlichten, aber bis auf den Grund wahrhaftigen Frömmigkeit. Er hat auch aus seinem Christentum nie ein Hehl gemacht.

Du erinnerst dich, daß ich im letzten Brief ganz kurz von Johanna Spyri, die in Wirklichkeit Häußer hieß, geschrieben habe. Ihre Mutter war eine verborgene Dichterin. Sie sang sich und den Ihren manches Lied zur Erbauung und zum Trost und dachte gar nicht daran, auch weiteren Kreisen zu dienen. Aber ein Pfarrer in Schwaben, Albert Knapp mit Namen, ein unermüdlicher Sammler von wertvollen Liedern entdeckte sie und brachte ihre Gedichte ans Licht. Knapp soll man manchmal in seiner Studierstube zwischen zwei Waschkörben voll alter Gesangbücher und Häufen von Druckblättern angetroffen haben, die er durchforschte, um unbekannt gebliebene und verschollene glaubenskräftige Lieder wieder zu entdecken. Aber das schönste bei Knapp ist, daß er auch selber zu dichten verstand. Er ist unter unseren neueren Dichtern der erste, der mit einem entschiedenen Bekenntnis zu Christus das ganze Menschenleben mit allem, was es in sich hält, in seine Dichtung hineinfasst. Er ist auch einer der ersten, der die bis heute gesungenen Missionslieder unserer Kirche dichtete. „Einer ist's, an dem wir hängen“, kennst du ja auch.

Man merkt es den meisten Liedern nicht an, welche Geschichte hinter ihnen steht. Wenn man aber einmal die Geschichte entdeckt, dann wird einem das Lied besonders lieb. So geht es mir auch mit den Namen des Kalenders, sie grüßen deinen Gottfried schon als ganz Bekannten. Und dich hoffentlich auch.

Zeitwarte.

„Machet euch die Erde untertan!“ (1. Mose 1, 28.)

Unter allen Geboten und Weisungen Gottes dürfte dieses das einzige sein, das den Menschen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Mit einem rastlosen Eifer, unter Einsatz von Gut und Blut und Leben ringen sie um die Herrschaft über die Kräfte und Gewalten der Erde. Kein Winkel der Erdoberfläche bleibt unerforscht. In ihr Inneres dringen sie ein und messen die Tiefen der Meere. Mit gewaltigen Ozeanriesen — immer größere Schiffe werden gebaut — überwinden sie fast spielend das breite Wasser, das Jahrtausende lang den Menschen ein Halt gebot. Jetzt vollzieht sich in immer größeren Erfolgen die Eroberung der Luft; und schon drängt sich der kühne Gedanke auf, über den Luftkreis der Erde hinauszudringen ins Weltall.

Verschieden gehen die Menschen an ihre kühne Eroberungsarbeit heran. Die einen in eigener Kraft und tollkühner Todesverachtung, die andern in bewukter Glaubensverbindung mit Gott. Ein Zeugnis für glaubensstarke Art legte der Ozeanflieger v. Hünefeld ab — über seinen und seiner Gefährten Flug nach Amerika ist in der Zeitwarte schon berichtet worden. — In der deutschen lutherischen St. Paulskirche, die er am Sonntag Cantate nach seiner glücklichen Antunft in Amerika besuchte, sagte er in einer Ansprache:

„Die meisten von Ihnen werden es mir nachempfinden können, welch tief bewegten Herzens ich an dieser Stelle zu Ihnen spreche; denn wissen Sie, ein rein äußerliches Bekennen des Glaubens liegt weder meinen beiden Kameraden noch mir. Was wir im tiefsten Innern unseres Herzens gefühlt und gedacht haben, das ist nicht so leicht in Worte zu fassen, weil es eben Sache des Glaubens und des Gefühls ist. Wir wukten ganz genau und sind uns darüber klargeworden, daß alle menschliche Hilfe und Kraft versagt, wo der Wille des höchsten Gottes nicht bei uns ist. Nie ist uns, meiner Kameraden und mir, die Gewißheit von der Allmacht Gottes so zum Bewußtsein gekommen, als in jenen Stunden, da wir über den Nebelbänken Neufundlands und später über den Eiswüsten Labradors schwebten. Ich bin heute bei Ihnen. Meine beiden Kameraden sind jetzt in ihrer Kirche. Es ist derselbe Gott, den wir anbeten. Als in den ersten Tagen nach der Landung mein Freund Köhl an der Maschine arbeitete, mußte mein irischer Kamerad und ich, um die ersten sicheren Nachrichten von uns zu geben, mit dem Hundeschlitten 20 Meilen nach Long Point fahren. Dort fanden wir eine kleine verschneite Kapelle, der keiner von uns beiden angehörte. Wir fragten nicht viel, gingen hinein, einer Herzensregung folgend sanken wir beide auf die Knie und, getrennt in der Konfession, aber eins im Glauben, getrennt in der Sprache, aber eins in dem, was uns innerlich bewegte, haben wir jeder für sich im Stillen Gott von Herzen gedankt.“

Viele behaupten: der Christenglaube mache den Menschen untüchtig im Lebenskampf — hier haben wir ein schlichtes starkes Zeugnis, wie der Gottesglaube zur kühnsten Tat befähigt und die Männer stark macht. Zugleich zeigt es sich, daß lebendiges Götterleben die Menschen eint und verbindet zum gemeinsamen Werk mit hohem Ziel. Wenn solcher Glaube die Herzen aller deutschen Männer erfüllte zweifellos würde uns das große Ziel eines geeinten, freien deutschen Vaterlandes in erreichbare Nähe gerückt werden. Laßt uns darum nimmermehr dulden, daß uns Menschen den Gottesglauben entreißen, und laßt uns ihn auch unsern Kindern bewahren. Unsere Jungen und unsere Mädels sollen im Elternhaus und in der Schule unsern evangelischen Glauben vermittelt bekommen, der sie fähig macht, Selben im Kampf des Lebens zu werden! Bei den Elternbeiratswahlen muß es in Stadt und Land einmütig als Elternwille zum Ausdruck kommen, daß wir für unsere Kinder eine evangelische Schulerziehung im Glauben unserer Väter so wie bisher erhalten wollen. Das ist jetzt heilige Elternpflicht.

Neue Pläne für Ueberquerung des Ozeans tauchen auf. Der Deutschamerikaner Hassel und Lindbergh, der

seinerzeit von Amerika nach Deutschland flog, planen die Einrichtung einer regelmäßigen Flugverbindung zwischen Amerika und Europa über Grönland. Wenn wir hören, daß es amerikanischen Fliegern gelungen ist, auf ihrem Flugzeug „Kreuz des Südens“ über den großen Ozean von Amerika nach Australien zu fliegen, oder erfahren, daß es italienischen Fliegern gelungen ist, sich 58 Stunden, also fast drei Tage und zwei Nächte, ununterbrochen in der Luft zu halten, so scheint die Verwirklichung des Planes nicht mehr fern zu sein.

Einen starken Anreiz für Flieger bietet die Erforschung der Gegend um den Nordpol. Dieser Tage hat unser Reichspräsident von Hindenburg zwei amerikanische Flieger, die durch Deutschland reisten, um Vorträge zu halten, persönlich zu ihrem Erfolg beglückwünscht. Aus ihren Berichten entnehmen wir, daß in der Nähe des Nordpols sich eins der tiefsten Meere befindet (5 500 Meter), das mit Packeis bedeckt ist.

Die mit viel Fleiß vorbereitete Unternehmung des italienischen Generals Nobile, der in Begleitung von 15 Mann in einem Luftschiff den Nordpol erforschen wollte und auf seiner Nordpolfahrt auch in Deutschland gelandet ist, scheint ein trauriges Ende genommen zu haben. Zunächst erhielt man auf drahllosem Wege vom Luftschiff aus gute Nachrichten über die Fahrt, auch daß das goldene Kreuz, das der Papst eigens geweiht hat, am Nordpol abgeworfen sei, dann aber hörte plötzlich die Funkstichverbindung auf, und man vermutet, daß das Luftschiff in einen der furchtbaren Eisstürme geraten sei —

Das neueste Mittel, in den Luftraum vorzudringen, wurde zunächst für eine Fahrt auf der Erde in einem Rennwagen auf der Aousbahn bei Berlin bei Anwesenheit von 2000 führenden Persönlichkeiten durch Fritz von Opel ausprobiert; es handelt sich um den Antrieb durch den Stoß von Raketen. Mit einer Geschwindigkeit von 195 Kilometern in der Stunde sauste der Wagen, in dessen hintern Ende die Raketen eingebaut waren, bald nach der Abfahrt über die Bahn, hinter sich einen riesigen Feuer- und Rauchschweif. Fritz von Opel sprach von der Absicht, mit solchem Antrieb Flugzeuge in die dünneren oberen Luftschichten (über 15 000 Meter hoch) emporzutreiben und oben eine Geschwindigkeit von 300 und mehr Metern in der Sekunde!! zu erreichen, sodas eine Fahrt von Europa nach Amerika nur eine Stunde dauern würde. Versuche zunächst mit unbemannten Raketen, die mit Meßinstrumenten ausgerüstet sind, welche durch sinnreiche Vorrichtungen zu sicherem Niedergang nach dem Flug gebracht werden, sollen noch in diesem Jahr gemacht werden.

Es kommt uns das alles wie ein Märchen vor, wenn diese nie geahnten Möglichkeiten vor unsern Augen entfaltet werden. Nichts scheint dem Menschengesicht unerreichbar. Daß er aber in frevelm Hochmut sich selbst nicht überhebe, daran mahnen uns die furchtbaren Katastrophen, die die bewohnte Erde immer wieder heimsuchen. Es würde zu weit führen, alles einzeln aufzuzählen. Es sei vor allem das furchtbare Erdbeben erwähnt, das die Balkanhalbinsel, Griechenland und Bulgarien, und die Türkei (Kleinasien) Anfang Mai heimgesucht hat. Die Stadt Korinth und zahlreiche Ortschaften sind vollständig verwüstet worden (31 000 Häuser, 19 Bahnhöfe zerstört, 32 Tote und 110 Verletzte, 250 000 Obdachlose). Aus Amerika kommt die Nachricht von dem schweren Bergwerksunglück in Brownsville, das an 200 Menschenleben dahingerafft hat. Gewaltiges Aufsehen machte im Inland und Ausland die Giftgastatastrophe in Hamburg. In einer chemischen Fabrik lagerten größere Mengen Phosgen, eines Gases, das jetzt zur Fabrikation von Farbstoffen und Arzneimitteln Verwendung findet, im Kriege aber auch als Kampfmittel gebraucht wurde. Ein großer Behälter wurde vom Gas aus unbekannter Ursache geprenzt, das Gas verbreitete sich, und gegen 200 Personen erkrankten an der Vergiftung durch das Gas, von denen 10 inzwischen verstorben sind.

Solche Ereignisse — man hat den Eindruck, als lebten wir in einem Unglücksjahr — bestätigen das, was eingangs unserer Zeitwarte der Ozeanflieger als eindrucksvollstes Erlebnis seines Fluges bezeugt hat: „Meine Zeit steht in Deinen Händen, Gott.“ E. Cz.